



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bosse: Eine Dienstreise nach dem Orient : Erinnerungen : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Übrigens ist die aus Amerika heimgekehrte ehrliche Jngéneue Lona eine prächtige Person. In den Kreis der respektablen Damen zu deren Entsetzen — sie halten sie für die Zirkusdirektorin — einbrechend sagt sie: „Aber ihr macht ja so klägliche Gesichter! Und da sitzt ihr hier im Zwielicht und näht an etwas Weißem. Doch kein Sterbefall in der Familie?“ Prediger Rohrland: „Mein Fräulein, Sie befinden sich hier in dem Verein für die moralisch Verdorbenen —“ Lona: „Was sagen Sie, diese feinen Damen wären —“ Frau Kummel: „Nein, das ist doch —“ Lona: „Ah, versteh, versteh! Aber zum Geier, das ist ja Frau Kummel! Und da sitzt ja auch Frau Holt! Nun, wir drei sind nicht jünger geworden, seit usw.“ An so was kann man schon Freude haben, ohne Revolutionär zu sein.

C. J.

(Fortsetzung folgt)



Eine Dienstreise nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Boffe

(Fortsetzung)

Am Sonntag stand ich um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr auf und bekam im Hotel ein vorzügliches Bad mit allem Komfort, das nicht zu vergleichen war mit dem Bade in der heißen Luft unsers tiefen Schiffsraums. Badediener war ein ebenholzschwarzer Neger, wie denn im Hotel die Hälfte der Bediensteten Farbige waren. Um acht Uhr ging ich mit einigen unsrer Reisegefährten zum Gottesdienst in die einfache aber recht hübsche evangelische Kirche. Wir trafen dort auch unsern Generalkonsul von Müller und den mir bekannten Geheimen Legationsrat, Kammerherrn Ottomar von Mohl, der als deutsches Mitglied der hiesigen, internationalen Verwaltung der ägyptischen Staatsschuld angehört. Nach dem Gottesdienst um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr wurden wir in recht gute Wagen gesetzt, die Herr Stangen besorgt hatte, und fuhren nun über die Nilbrücken in der herrlichen, schattigen Sykorenenallee hinaus nach Gizeh. Eine unbeschreiblich schöne Fahrt, auf der sich völlig neue, orientalische Eindrücke unablässig häuften. Kairo macht durchaus den Eindruck einer Weltstadt, aber einer durch ihre Lage und Bedeutung ganz eigentümlichen. Schon der Blick auf den Nil, der damals gerade im Stadium der vollen Überschwemmung war, ist für den Europäer etwas ganz absonderliches. Zahllose Dahabijen und Nilbarken, dahinter die Wüste, ganz in der Ferne die unverkennbaren Umrisse großer Pyramiden, die gemischte orientalische Bevölkerung (Juden, Kopten, Armenier, Araber, Nubier und andre), die große Stadt mit ihren vielen Moscheen, Kuppeln und Minarets, alles bietet dem

Augen überraschende, malerische Eindrücke. Auf beiden Seiten der Sykomoreenallee war das Land völlig überschwemmt; einzelne Fellachendörfer ragten wie Inseln aus dem Wasser, und die Fellachenweiber und Kinder patzten durch das Wasser nach der Allee zu. Lange Züge schwer beladener Kamele, von der Lybischen Wüste kommend, begegneten uns mit ihren seltsam gekleideten Führern, viele Hunderte von Reitern und Reiterinnen zu Pferde, Esel oder Kamel zogen an uns vorüber, rechts und links vom Wege standen zahlreiche Kamel- und Büffelherden mitten im Wasser. Hier versteht man, weshalb in Pharaos Traume die sieben fetten und die sieben magern Kühe aus dem Wasser aufsteigen, sie können ja hier gar nicht anders. Es war, wie wenn alle Märchen des Orients unsern Augen erschlossen wären.

Immer größer und imposanter erscheinen vor uns die Kolosse der drei Pyramiden von Gizeh. Nach etwa einstündiger Fahrt hielten wir vor dem zu Shepherds Hotel gehörenden Mena-Hause. In dem schönen Garten und von der Terrasse dieses Hotels aus überschauten wir nochmals in aller Ruhe das zauberische Bild der vor uns liegenden Landschaft, dann wurde uns ein gemeinames, warmes Frühstück serviert, und nun ging es an die Pyramiden. Der Weg vom Menahaus bis zur ersten und größten, der Cheopspyramide, ist zwar kurz, ich hatte mir aber von vornherein vorgenommen, ihn bei der Sonnenglut nicht zu gehn, sondern zu reiten. Unmittelbar vor dem Hotel fand ich ein bequem gefatteltes Kamel (Dromedar) mit vier Beduinen, die sich als Eigentümer, Führer und Begleiter des Tieres vorstellten. Das hätte mich stutzig machen sollen; vier Männer bei einem einzigen Kamel sind von vornherein verdächtig. Indessen ich war froh, so schnell ein geeignetes Reittier gefunden zu haben, und akkordierte mit dem Führer der vier Kerle auf einen Frank, stieg auf und ritt los. Le jeune Achmed führte das Kamel am Halfterband, Abdallah ging links, Hassan rechts und Mohammed hinten. So stellten sich die Leute, von denen Achmed ein ziemlich geläufiges Französisch sprach, mir vor. Beim Aufstehn und Niederlegen des Kamels giebt es jedesmal einen tüchtigen Ruck, allein er ist ungefährlich, und man gewöhnt sich leicht daran, wenn man nur hinten und vorn den Sattelknopf dabei festhält. Unter dem Schreien meiner Begleiter ritt ich nun um die drei Pyramiden herum und an die Sphinx heran. Sie ist ein gewaltiges Steinbild mitten im Wüstensande, heute wie vor Jahrtausenden ein geheimnisvolles Fragezeichen. Dieses Rätselhafte des seltsamen Kolosses hat mich gar nicht loslassen wollen. Die drei riesenhaften Pyramiden, fast ebenso rätselhaft für uns moderne Menschen wie die Sphinxfigur, geben für diese den richtigen, eigentümlichen Hintergrund ab. Das ganze Bild, wie es sich hier aus dem Wüstensande gegen den wolkenlos blauen Himmel abhebt, läßt sich mit keinem andern Landschaftsbilde vergleichen.

An der Sphinx geruhten meine Herren Beduinen das Dromedar zum Niederlegen zu kommandieren, ich stieg ab und ging zu dem etwa zweihundert Schritt davon liegenden Granittempel, einer ganz seltsamen, aus gewaltig

großen, schönen Granitquadern erbauten Grabkammer. Sie ist offen und zeigt mehrere Hallen mit riesigen Granitpfeilern. Einer der Beduinen kletterte, natürlich gegen Bakhsisch, auf einen Vorsprung im Innern des alten Tempels, und dabei gewann das Auge erst ein gewisses Maß für die ungeheuern Dimensionen des ruinenhaften Bauwerks. Kurz, ich empfing einen tiefen Eindruck von diesen Wundern am Rande der Lybischen Wüste und von dem Ausblick in das vor ihr liegende gesegnete Nilland. Die mich begleitenden vier Beduinen thaten ungemein vergnügt. Sie riefen unablässig: Kolossal! Pyramidal! N'est-ce pas magnifique, Monsieur le comte, Mr. le baron, Mr. le docteur? Mitten im Wüstenlande begegnete mir ein werter Mitpilger, einer unsrer Herren Generalsuperintendenten, mit dem schwarzen Cylinder auf dem Kopfe, ein angefichts der Szenerie unglaublich komisch wirkender Anblick. Schließlich bestieg ich mein Kamel wieder und ritt in gleichmäßigem, ganz wohlthuendem Trott zur Cheopspyramide zurück, an deren Fuße sich eine große Zahl unsrer Reisegefährten malerisch gruppiert hatte, um photographiert zu werden. Ich ließ mich aber nicht darauf ein, sondern trabte, umschrien und umtanzt von meinen vier Begleitern, dem Menahause zu, wo dieser Kamelritt sein Ende fand. Als ich abgestiegen war und den bedinguen Preis mit einem ohnehin reichlich bemessenen Trinkgelde in die Hand Achmeds legte, erhob dieser mit seinen drei Gefährten ein mark- und beinerschütterndes Bakhsischgeheul, und als ich, um sie nur loszuwerden, thörichterweise mein Portemonnaie hervorzog, rissen diese Hyänen der Wüste mir die Geldstücke, sogar Goldstücke aus der Hand und liefen auch dann noch, nach mehr schreiend, hinter mir her. Erst als ich sie in gerechtem Zorn anfuhr: Rien du tout, c'est fini, und ihnen, durch ihre Frechheit aufgebracht, unzweideutig mit dem Stocke drohte, blieben sie allmählich zurück.

Nach einer vor dem Menahause genommenen Erfrischung fuhr ich mit Generalsuperintendent D. nach Kairo zurück. Unterwegs hielten wir noch vor dem in einem frühern Palaste des Vizekönigs untergebrachten Museum ägyptischer Altertümer in Gizeh an. Wir wurden hier von einem Museumsbeamten herumgeführt und über die hier aufgehäuften Schätze orientiert. Sie sind staunenswert und geben namentlich ein reiches Bild altägyptischer Kultur, an das die doch immerhin sehr respektable Sammlung des Berliner Ägyptischen Museums, wenigstens für gewisse Perioden, nicht heranreicht. Ich kann sie, auch die Mumien der Könige aus den verschiedenen Dynastien, hier unmöglich beschreiben. Der Gesamteindruck war großartig. Was uns namentlich auffiel, war der tiefenste Zug in der altägyptischen Kunst und Kultur, deren hohe Entwicklung ich bis dahin unterschätzt hatte. Alles ist auffallend ernst und dezent; überall bekundet sich die Heilighaltung der Familie. Immerhin war unser Besuch viel zu flüchtig, als daß wir zum vollen Genuße dieser hochinteressanten Sammlungen hätten kommen können. Aber Flüchtigkeit und eine gewisse Heze sind von solchen Gesellschaftsreisen unzertrennlich. So schön die Reise war, dies ist doch die Rehrseite der Medaille.

In Kairo fuhren wir noch nach der hochgelegnen Citadelle, von der aus man einen prachtvollen Überblick über die gewaltige, 400 000 Einwohner zählende Stadt mit ihren zahllosen Moscheen, Minarets, Palästen und Gärten, sowie über das Nildelta und die Umgebungen hat. Eben als wir oben ankamen, sank im Westen die Sonne. Wir konnten daher auch die berühmte Mabaftermoschee (Gâmi Mehmed Ali) auf der Citadelle nicht mehr besehen. Sehr hübsch erzählte unser Dragoman, ein deutsch sprechender Muhammedaner, die Geschichte der von Mehmed Ali hier veranstalteten Niedermezelung der Mamelukenanführer, insbesondre die Errettung eines Mamelukenbeys, der gleich den andern Beys auf die Citadelle zu einem Gastmahl geladen war, aber zu spät kam und das Thor verschlossen fand. Durch das Schlüsselloch spähend, sah er im Hofe die Leichen der dort massakrierten Mameluken, gab seinem Pferde die Sporen und setzte mit ihm über die Mauer in die Tiefe. Das Pferd blieb mit zerschmetterten Gliedern liegen, der Bey aber entkam nach Fayum, und erst nach Jahren wurde er dort entdeckt, dann aber, nachdem er seine Flucht vor Mehmed Ali erzählt hatte, von diesem begnadigt und mit reichlichem Lebensunterhalt versehen. Der Dragoman zeigte uns die Stelle der Mezelei und den Ort, wo der Bey sein Pferd über die Mauer gespornt hatte. Ich habe kaum je so dramatisch und fesselnd erzählen hören.

Schließlich fuhren wir auf dem Rückwege noch durch die Muski, die interessanteste Straße von Kairo mit höchst originellen Verkaufsgewölben, offenen, türkischen Kaffeehäusern und einem riesigen Menschenverkehr, ein Bild orientalischen Lebens und Treibens. Mir fiel es auf, daß die zahlreichen verschleierten Frauen, die man hier sieht, sämtlich schwarz gekleidet waren.

So war denn der für Kairo bestimmte Tag gehörig ausgekauft. Montag, den 24. Oktober, in aller Frühe fuhren wir mit der Bahn nach Alexandrien zurück und wurden bei glatter See, aber unglaublicher, echt afrikanischer Hitze wieder an Bord der Mitternachtsonne gebracht. Die Episode Afrika ist vorbei, unsre Fahrt geht nordöstlich auf Kleinasien zu. Die Nacht war heiß, die See spiegelglatt. Anderntags nach neun Uhr morgens kam am Horizont vor uns die Küste des gelobten Landes in Sicht. Es bewegte uns doch das Herz, das Land vor uns zu sehen, das uns von Kindheit an als das für das Geschick des Menschen und die Geschichte der Menschheit entscheidende darstellt und erschienen war. Ich blieb möglichst für mich allein, suchte mich innerlich zu sammeln und schüttelte jede sentimentale Regung von mir ab. Saffa, das alte Toppe, baute sich malerisch vor unsern Blicken auf. Die Stadt liegt an und auf einem Hügel unmittelbar am Meer. Sie ist von grünen Drangengärten flankiert, und der östliche Horizont wird durch das Gebirge Juda abgeschlossen. Der Hafen ist voll gefährlicher Klippen, sodaß die Schiffe ziemlich weit vom Lande ankern. Mit Booten werden die Reisenden ans Land gebracht. Für uns vollzog sich diese Landung sehr glatt und vergnüglich, und wir fuhren bei schönem Wetter unter allerhand Scherzen durch die berühmtesten Klippen hindurch. Man kann es sich aber sehr wohl vorstellen, wie lebens-

gefährlich, ja fast unmöglich bei einigermaßen bewegter See die Landung hier sein muß. Das Haus Simons des Gerbers, bei dem Paulus nach Apostelgeschichte 9 gewohnt hat, wird unten am Meere gezeigt, es ist ziemlich modern. Das angebliche Haus der Tabea (Tabitha) habe ich gar nicht gesehen. So sympathisch die Gestalt der Tabea ist, so gleichgiltig ist das Haus, das heute für das ihrige ausgegeben wird. Wir gingen durch die Stadt hinauf nach der deutschen Kolonie, wo wir im Hotel Jerusalem gute Erfrischungen fanden, namentlich schöne Trauben und Granatäpfel. Die Apfelsinen, die massenhaft zum Kauf angeboten wurden, waren zwar unglaublich billig (etwa zehn für 20 Pfennig nach unserm Gelde), dafür aber auch noch grün, unreif und sauer. Etwa um zwei Uhr brachten uns Wagen zum Bahnhofe. Die nach Jerusalem führende Eisenbahn führt zunächst durch die üppigen, wundervoll gehaltenen Drangengärten der deutschen Kolonie. Man merkt hier sofort deutsche Ordnung und deutsche Arbeit, und das erfreut hier im fremden Lande doppelt. Weit aus die meisten Kolonisten sind Templer, doch besteht hier jetzt auch eine kleine deutsch-evangelische Gemeinde unabhängig vom Tempel. Der Tempel oder die Templer sind eine freie Religionsgesellschaft schwäbischer Auswanderer, die unter der Führung des in allerlei eschatologischen Ausschreitungen befangenen, sonst aber klugen und thatkräftigen Christoph Hoffmann (gestorben 1885) aus Württemberg hierher kamen und wirtschaftlich hier erstaunlich vorwärts gekommen sind. Seit Hoffmanns Tode scheint das religiöse Leben der Templer stark zu verflachen, und neuerlich kehren viele von ihnen zur evangelischen Kirche zurück.

Bald wird die Gegend zu beiden Seiten der Bahn höchst unwirtlich und geradezu öde. Die Bahn windet sich im Gebirge Juda ziemlich steil bergan. Es war schon Abend, als wir in Jerusalem ankamen. Ein Bahnhof, ähnlich wie bei uns in Deutschland. Viel Geschrei, zahllose Fuhrwerke, Gezänk um das Gepäck, alles wie bei uns, nur lauter, unordentlicher, wüster. Weihevoll war unsre Ankunft in Jerusalem nicht. Aber man kann auch mitten im lärmenden Treiben still und innerlich gehoben sein, wenn man sich vorstellt, daß man in Jerusalem einzieht. Wir fuhren nach Fasts Lloyd-Hotel, wo ein Zimmer mit gutem Bett für mich reserviert war. Wir aßen zu Abend und bekamen gute, deutsche Hausmannskost. Ich schlief vorzüglich, und das war gut, denn der nächste Tag sollte anstrengend werden.

Geheimrat St. und ich wohnten in Jerusalem nicht in demselben Hotel. Er war vielmehr mit einer Anzahl von Mitpilgern in einem französischen Klosterhospiz untergebracht, wo die Zimmer und Betten, das Geschirr und die Bedienung, die Verpflegung und das zur Verfügung stehende Wasserquantum an klösterlicher Einfachheit nichts, im übrigen aber alles zu wünschen übrig ließen. Für den Ausflug nach Jericho, dem Toten Meer und dem Jordan war unsre Reisegesellschaft, da Wagen und Pferde bei dem riesigen Zustrom von Fremden nicht ausreichten, in drei Gruppen geteilt worden, von denen die zweite und die dritte zunächst in Jerusalem blieben und durch die dortigen

Sehenswürdigkeiten geführt wurden, während die erste den Ausflug machte. Die Zugehörigkeit zu jeder Gruppe war durch das Los festgestellt worden, und ich gehörte zur ersten Gruppe, die den Ausflug nach Jericho vorweg nahm und Jerusalem erst nachträglich kennen lernte. Vor meinem Fenster wurde es in der Frühe des Mittwochs, des 26. Oktobers, beizeiten lebendig, und um sieben Uhr stieg alles, was zur ersten Gruppe gehörte, teils zu Pferde, teils in die etwas fragwürdigen Wagen, die sich unter lautem Geschrei der arabischen Kutscher in einem scheinbar unentwirrbaren Knäuel vor unserm Hotel gesammelt hatten. Ich hatte auf das Reiten verzichtet und einen Wagen vorgezogen und kam denn auch in diesem um sieben Uhr glücklich aus dem Knäuel heraus und durch einige nichts weniger als anmutige Straßen der Stadt vor das Thor auf die unterhalb des Ölbergs am Kidronthal sich hinziehende, zu Ehren des Kaisers in fahrbaren Stand gesetzte, aber unglaublich staubige Chaussee.

Der Himmel war wolkenlos, und der Tag wurde sehr heiß. Immerhin aber waren wir in gehobner Stimmung, als wir jenseits des Damaskusthors angefichts des mit der ihn krönenden griechischen Kapelle malerisch vor uns liegenden Ölbergs an Bethanien vorbei in der Richtung nach Jericho dahinfuhren. War dies doch der Weg, den der Heiland von Jericho heraufgekommen war, als er der Marterwoche entgegenging, der Weg, von dem es im Gleichnis vom barmherzigen Samariter heißt: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Mörder. Jenseits des Ölbergs und nachdem man Bethanien passiert hat, windet sich die Straße in großen Serpentinien hinab ins Thal dem Gebirge Juda zu. Sie führt an der sogenannten Apostelquelle, einem Karawanenrai, vorbei bald bergauf, bald bergab stundenlang durch ziemlich ödes, steiniges Terrain an das Wirtshaus „Zum barmherzigen Samariter“ und hinter diesem von ziemlich großer Höhe hinab in die Jordanebene. Wir hatten reichlich fünf Stunden zu fahren, ehe wir Jericho erreichten. Hinter dem „Barmherzigen Samariter“ hielten wir an und stiegen aus, um einen Berg zur linken Hand hinaufzugehn, von dem aus man in eine tiefe, enge Felschlucht hinabsieht. Tief unten, uns gegenüber, sahen wir in wilder Felseneinsamkeit das russische St. Georgskloster liegen, ganz in die Klippen hineingebaut, mit einem Gärtchen und einigen Cypressengruppen davor; vereinzelte griechische Mönche gingen auf den schmalen Wegen am Kloster auf und ab. Ein völlig weltverlorenes, abgeschiednes Fleckchen Erde, der frappante Gegensatz zu dem weltstädtischen Treiben Berlins oder Kairos oder Jerusalems, aus dem wir hierher kamen. Lautlose Stille und Einsamkeit war um uns her. Bald brachten uns die Wagen dann auf die Höhe der Straße, von der wir rechts die Fortsetzung des zerklüfteten Gebirgs Juda, darunter den schimmernden Spiegel des Toten Meers, gegenüber die grotesken Höhen des Gebirges Moab und zu dessen Füßen die grünumsäumten Ufer des Jordans vor uns liegen sahen. Rasch ging es nach Jericho, der alten Palmenstadt, hinab, die jetzt ein verfallenes, elendes Dorf mit zwei oder drei Hotels ist. Im Hotel

Gilgal aßen wir zu Mittag. Ich belegte mit dem Geheimen Kirchenrat Panf ein bescheidnes, aber saubres Zimmer im Nebengebäude für die nächste Nacht, und dann ging die Fahrt noch 2½ Stunden lang weiter durch die ziemlich trostlose, aber durch den Blick auf die Gebirge und durch die biblischen Erinnerungen gleichwohl belebte Ebne bis unmittelbar an das flache Gestade des Toten Meers.

Bei dem herrlichen Wetter — der Sonnenschein glitzerte auf dem leise bewegten, dunkelblauen Wasser — hatte die Stätte, an der einst Sodom und Gomorrha gestanden haben, nichts Schauriges. Bald sah man eine ganze Zahl Reisegefährten bis an den Hals im Wasser sitzen, dessen Schwere und Salzgehalt so berühmt ist. Ich badete nicht, sondern vertiefte mich in den grotesken Anblick des fisch- und verkehrslosen Sees mit seinen gebirgigen Umgebungen. Von hier ging es mit einstündiger Wagenfahrt zu der Stelle am Jordan, wo Christus von Johannes getauft sein soll. Es zeigt sich hier mit einemmale ein ganz eignes, landschaftlich entzückendes Fleckchen Erde, ein grünes Waldidyll, das an lauschige Ecken in Thüringen oder im Harz erinnert. Der Jordan macht hier eine Krümmung und bildet eine Art Becken, das von Weiden, Pappeln, Johannisbrotbäumen, Öl-bäumen und Buschwerk malerisch umschlossen ist, ein ganz überraschendes Gegenstück zum Gestade des Toten Meers. Ob es die Stelle ist, von der es im Evangelium des vierten Adventsontags heißt: „Dies geschah zu Bethabara, jenseits des Jordans, da Johannes taufte,“ mag dahingestellt bleiben, ist ja auch gleichgiltig; aber weihenvoll ist dieses Fleckchen Erde, und unwillkürlich wurde man hier ernst und feierlich gestimmt. Ein Einsiedler, der am jenseitigen Ufer lebt, fuhr in einem Rachen durch die stille Bucht. Wir aber sangen: „Ich bin getauft auf deinen Namen,“ und Generalsuperintendent Rebe hielt eine kurze, an die Taufe des Heilands anknüpfende erbauliche Andacht. Dann dunkelte es schnell, und wir fuhren nach Jericho zurück, das wir trotz verfehlter Wege nach anderthalb Stunden glücklich erreichten.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Über Reisekosten der Staatsbeamten sind uns verschiedene Zuschriften zugegangen:

1. In Nr. 45 der Grenzboten vom Jahre 1899 ist Seite 326 ff. über die Reisekosten der Staatsbeamten ein Aufsatz erschienen, worin ausgeführt wird, daß die Fuhrkosten, Vergütungen für Zu- und Abgänge, sowie die Tagegelder zu hoch seien. Es wird darin angeführt, daß für jedes Kilometer Eisenbahnfahrt elf